

Maria Chapdelaine : Roman. Teil 14

Autor(en): **Hémon, Louis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 1. März 1936

Heft 11

Lenz Wanderer.

Ich lag an einem Raine
Mit meinem dürrn Stab.
Was lauf' ich? Meine Beine
Erlaufen nur das Grab...

Ein Wanderer zog derenden,
War noch ein Knabe fast,
Der hielt als Stab in Händen
Den blütenreichsten Ast.

„Grüß Gott dich, schöner Wanderer!
Bist du es, Knabe Lenz?“
Er rief: „Ich bin kein anderer
Und komme von Florenz!“

Das mußte mich erwecken.
„Kind Lenz, ich wandre mit!“
Wir hoben unsre Stecken
In einem Schritt und Tritt.

Die beiden Stäbe hoben
Kind Lenz und ich zugleich;
Auch meiner ward von oben
Bis unten blütenreich. C. F. Meyer.

Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

(Fortsetzung.)

XIV

Eines Abends im April wollte sich Mutter Chapdelaine, als das Abendbrot aufgetragen war, nicht mit den andern an den Tisch setzen.

„Ich habe Rückenschmerzen und habe gar keinen Hunger,“ sagte sie. „Ich glaube, ich habe mich überanstrengt, als ich heute beim Brotbacken den Mehlsack aufhob. Jetzt fühle ich es im Rücken — — und ich habe gar keinen Hunger.“

Keiner sagte daraufhin etwas. Menschen, die ein bequemes Leben führen, beunruhigen sich leicht, wenn bei einem von ihnen etwas in Unordnung ist; wer dagegen auf dem Lande lebt, hat sich daran gewöhnt, es fast natürlich zu finden, daß er sich bei der schweren Arbeit zuweilen überanstrengt und irgendetwas verrenkt. Wäh-

rend der Vater und die Kinder aßen, blieb Mutter Chapdelaine regungslos auf ihrem Stuhl neben dem Ofen sitzen. Sie keuchte ein wenig, und ihr rundes Gesicht veränderte sich.

„Ich will mich hinlegen,“ sagte sie bald darauf. „Wenn ich ordentlich geschlafen habe, bin ich morgen früh sicher wieder ganz auf dem Damm. Du paßt auf das Backen auf, Maria.“

Am nächsten Morgen erhob sie sich wirklich zur gewohnten Stunde, aber als sie den Pfannkuchenteig angerührt hatte, bekam sie einen neuen Schmerzanfall und mußte sich wieder hinlegen. Am Bett blieb sie einen Augenblick stehen, preßte beide Hände auf die Hüften und vergewisserte sich, daß alle nötige Arbeit gemacht würde.

„Du sorgst, daß die Männer ihr Essen bekom-

men, Maria. Und dein Vater hilft dir sicher beim Melken, wenn du möchtest. Ich bin heute morgen zu nichts zu gebrauchen."

"Schon gut, Mutter, schon gut," antwortete Maria. "Legt Euch ruhig wieder hin, wir wollen schon allein fertig werden."

Zwei Tage lag sie und überwachte von ihrem Bett aus den ganzen Haushalt, griff auch ab und zu mit Ratschlägen ein.

"Quäl' dich nicht", sagte ihr Mann ihr immer wieder. "Es ist ja nichts Besonderes zu tun augenblicklich, und mit der gewöhnlichen Arbeit wird Maria gut fertig, und mit dem übrigen auch. Sie ist kein Kind mehr und kann ebensoviel leisten wie du. Bleib du ganz still liegen, und so recht behaglich, statt fortwährend in den Rissen herumzuwühlen; davon wird's nur schlimmer."

Am dritten Tage hörte sie auf, sich um die Haushaltsorgen zu kümmern, und fing an zu jammern.

"O, mein Gott!", stöhnte sie, "der ganze Körper tut mir weh und mein Kopf brennt. Ich muß sterben."

Vater Chapdelaine versuchte, sie mit Scherzen zu beruhigen.

"Du stirbst, wenn der liebe Gott will, daß du stirbst, und meiner Meinung nach ist's noch nicht an der Zeit. Was sollte er auch mit dir anfangen? Das Paradies ist voll von alten Frauen, während wir hier nur die eine haben, die uns allewege noch viel helfen kann."

Aber er fing an, sich zu beunruhigen, und beriet sich mit seiner Tochter.

"Ich könnte anspannen und nach La Pipe fahren", schlug er vor, "vielleicht haben sie im Laden irgendein Mittel gegen diese Krankheit; oder aber ich spreche einmal mit dem Herrn Pfarrer und er kann mir raten, was wir tun sollen."

Ehe sie einen Entschluß gefaßt hatten, war es dunkel geworden, und Tit'Bé, der bei Eutrope gewesen war, um ihm Birkenholz für seinen Ofen sägen zu helfen, kam nach Hause und brachte Eutrope mit.

"Eutrope hat ein Mittel", sagte er.

Erwartungsvoll versammelten sich alle um Eutrope, der in eine seiner Taschen fuhr und eine kleine Blechschachtel herausholte, die er bedächtig aufmachte.

"Das da habe ich mitgebracht," sagte er mit zweifelndem Ton. "Das sind Pillen. Als mein Bruder Nierenschmerzen hatte, jetzt vor drei Jahren, hat er in einer Zeitung diese Pillen angezeigt gesehen, und da wurden sie sehr gerühmt.

Da hat er Geld hingeschickt und eine Schachtel voll gekriegt. Er sagt, es wäre ein gutes Mittel. Seine Schmerzen haben natürlich nicht sofort aufgehört; aber er sagt, das Mittel wäre gut. Es kommt aus den Staaten."

Sie betrachteten eine Weile schweigend die grauen Pillen, die auf dem Boden der Schachtel hin- und herrollten. Ein Mittel, von irgendeinem hochgelehrten Mann in fernen Ländern hergestellt — das flößte ihnen dieselbe ehrfürchtige Scheu ein, die die Indianer beim Abkochen von Kräutern empfinden, die in einer Vollmondnacht gepflückt und von dem Mediziner des Stammes mit Zauberformeln besprochen worden sind.

Maria fragte zögernd:

"Hat sie denn nur Nierenschmerzen?"

"Nach dem, was Tit'Bé mir sagte, glaubte ich das."

Vater Chapdelaine zuckte die Achseln.

"Sie hat sich beim Heben des Mehlsacks überanstrengt, sagt sie, und jetzt hat sie Schmerzen im ganzen Körper. Man kann nicht wissen..."

"In der Zeitung, die dies Mittel anzeigte", fing Eutrope wieder an, "hieß es, wenn die Menschen krank würden und leiden müßten, so käme das immer nur von den Nieren; und für die Nieren sind diese Pillen eben gerade gut, so hieß es in der Zeitung, und das sagt auch mein Bruder."

"Und selbst wenn es nicht gerade eigens für diese Krankheit ist", sagte Tit'Bé mit ehrfürchtiger Miene, "so ist es doch immerhin ein Heilmittel..."

"Sie leidet sehr, das ist sicher, und so geht es nicht weiter."

Sie traten an das Bett, wo die Kranke stöhnend und mühsam atmend lag und von Zeit zu Zeit versuchte, sich ein wenig zu bewegen, was jedesmal noch lautere Klagen zur Folge hatte.

"Eutrope hat ein Mittel für dich gebracht, Laura."

"Ich glaube nicht an eure Mittel," antwortete sie zwischen zwei Klagen.

Aber sie sah sich doch mit Interesse die kleinen grauen Pillen an, die unaufhörlich in der kleinen Blechschachtel umherrollten, als hätten sie ein übernatürliches Leben in sich.

"Mein Bruder hat vor drei Jahren, als er solche Nierenschmerzen hatte, daß er kaum arbeiten konnte, welche geschluckt, und er sagte, sie hätten ihm sehr gut getan. O, es ist ein gutes Mittel, Frau Chapdelaine, ganz sicher!"

Je länger er sprach, desto mehr schwand seine anfängliche Unsicherheit, und er fühlte sich immer zuversichtlicher.

„Das wird Euch gesund machen, Frau Chapdelaine, so sicher wie der liebe Gott lebt. Das ist ein erstklassiges Mittel, das mein Bruder eigens aus den Staaten hat kommen lassen. Im Laden in La Pipe fändet Ihr sicher kein solches Mittel.“

„Kann es auch nichts verschlimmern?“ fragte Maria mit einem Rest von Furcht. „Ist auch kein Gift oder so etwas dabei?“

Ganz entrüstet wiesen die Männer allesamt diese Vermutung zurück.

„So kleine Pillen sollten schaden?“

„Mein Bruder hat damals fast eine ganze Schachtel voll geschluckt und sagte, es hätte ihm so gut getan.“

Als Eutrope fortging, ließ er die Pillen zurück; die Kranke hatte sich noch nicht bereit erklärt, sie einzunehmen, aber ihr Widerstand wurde immer schwächer.

Mitten in der Nacht nahm sie zwei Pillen und zwei weitere am Morgen, und in den folgenden Stunden warteten alle voll Zuversicht darauf, daß die Wunderkraft des Heilmittels wirke. Aber gegen Mittag mußten sie sich gestehen, daß noch keine Änderung eingetreten war: die Kranke litt noch ebenso sehr und fuhr fort zu jammern. Am Abend war die Schachtel leer, und als die Nacht hereinbrach, erfüllte das Stöhnen der Kranken das Haus mit herzbeleckender Trauer, ganz besonders, da man nun kein Mittel mehr hatte, auf das man hoffen konnte.

Maria stand ein paarmal auf; die Klagen schnitten ihr ins Herz. Jedesmal fand sie ihre Mutter in derselben Stellung, steif und unbeweglich auf der Seite liegend, und von Stunde zu Stunde schien sie mehr zu leiden und jammerte immer heftiger. — „Wie ist es, Mutter?“ fragte Maria, „geht es Euch ein bißchen besser?“

„O mein Gott, wie ich leide — wie ich leide!“ antwortete die Kranke. „Ich kann mich gar nicht mehr rühren, und doch tut mir alles weh. Gib mir frisches Wasser, Maria, ich sterbe vor Durst.“

Maria gab ihr ein paarmal zu trinken, fürchtete aber schließlich, es würde zu viel.

„Das kann Euch nicht gut sein, so viel zu trinken, Mutter. Versucht Euern Durst ein Weilchen zu unterdrücken.“

„Es ist nicht auszuhalten, sag ich dir . . . der Durst, und dann die Schmerzen im ganzen Körper, und wie der Kopf mir brennt . . . O mein Gott, sicher muß ich sterben.“

Im Morgengrauen schlummerten sie alle beide ein; aber Maria wurde bald wieder von ihrem Vater geweckt, der an ihrer Schulter rüttelte und leise auf sie einsprach.

„Ich will anspannen“, sagte er, „und nach Mistook fahren, um den Doktor zu holen, und auf dem Hintweg, wenn ich durch La Pipe komme, will ich auch mit dem Herrn Pfarrer sprechen. Man bekommt Angst, wenn man sie immerfort so jammern hört.“

Maria saß mit offenen Augen im fahlen Licht der Morgendämmerung und lauschte auf die Geräusche der Abfahrt: das Anschlagen der Stalltür gegen die Wand, das dumpfe Aufschlagen der Pferdehufe auf den Holzbohlen des Weges, die gedämpften Zurufe: „Hü — hott — hü!“ — und das leise Geläut der Pferdeschellen. Dann wurde wieder alles still, und man hörte die Kranke nur ein paarmal im Schlaf stöhnen. Maria sah es allmählich Tag werden, während sie an die Fahrt ihres Vaters dachte und die Entfernungen zu berechnen versuchte.

Von ihrem Hause bis zum Dorf Honfleur waren es acht Meilen, von Honfleur bis La Pipe sechs. In La Pipe würde ihr Vater mit dem Herrn Pfarrer sprechen und dann nach Mistook weiterfahren. Sie verbesserte sich und nannte das Dorf statt bei dem alten Indianernamen, den die Einheimischen immer noch gebrauchten, bei seinem offiziellen Namen, so wie es die Priester getauft haben, „Saint-Coeur-de-Marie“. — Von La Pipe nach Saint-Coeur-de-Marie wieder acht Meilen. — Acht und sechs und nochmals acht — sie verwirrte sich und sagte leise vor sich hin:

„Es ist jedenfalls sehr weit, und die Wege werden böß sein.“

Wieder einmal legte sich ihr der Gedanke an ihre Einsamkeit, die sie früher nie geängstigt hatte, schwer aufs Herz. Solange alle gesund und froh waren und keine Hilfe brauchten, war alles gut; aber sobald etwas Schweres kam, zum Beispiel eine Krankheit, da war es, als ob der Wald, der sie umgab, seine feindliche Faust noch fester um sie schloße, um sie von aller Hilfe draußen abzuschneiden, der Wald und seine Bundesgenossen: die schlechten Wege, auf denen die Pferde bis zum Bauch einsinken, die Schneestürme noch mitten im April . . .

Ihre Mutter versuchte sich im Schlaf umzudrehen, erwachte dabei mit einem durchdringenden Schmerzensschrei und begann nun wieder ununterbrochen zu stöhnen. Maria stand auf, setzte sich zu ihr ans Bett und dachte an den langen

Tag, der vor ihr lag, an dem sie sich bei niemand Rat und Hilfe holen könnte.

Er wurde zu einer einzigen langen Klage, dieser Tag, denn unaufhörlich tönte das Stöhnen von der Bettedecke her, wo die Kranke lag, schaurig durch das niedrige Holzhaus. Von Zeit zu Zeit mischte sich irgendein häusliches Geräusch in das Jammern: das Klirren des Geschirrs, das Klappen der Ofentür, Schritte auf dem Fußboden, wenn Tit'Bé leise ins Haus zurückkehrte, um ein wenig linksch und voller Unruhe zu fragen, wie es stände.

„Geht es immer noch nicht besser?“

Maria schüttelte den Kopf. Sie standen beide einen Augenblick ganz still, schauten auf die regungslose Gestalt unter den braunen Wolldecken und lauschten auf das Stöhnen. Dann ging Tit'Bé wieder hinaus, um all die kleinen Arbeiten draußen zu besorgen, während Maria das Haus in Ordnung brachte und darauf wieder ihre geduldige Wache am Bett aufnahm, die nur zuweilen von immer qualvollerem Stöhnen gleichsam vorwurfsvoll unterbrochen wurde.

Immer wieder fing sie an, Zeit und Entfernungen zu berechnen.

„Vater muß jetzt schon bald in Saint-Coeur-de-Marie sein . . . Wenn der Vater da ist, werden sie dem Pferd ein paar Stunden Ruhe geben und dann zusammen aufbrechen. Aber die Wege müssen schlimm sein; um diese Zeit im Frühling kann man manchmal kaum durchkommen . . .“

Und ein wenig später:

„Jetzt müssen sie wieder unterwegs sein; vielleicht halten sie sich nochmal in La Pipe auf, um mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen. Oder aber er hat sich aufgemacht, sobald er es erfahren hat, und hat ihr Kommen gar nicht abgewartet. Dann kann er jeden Augenblick hier sein.“

Aber es wurde dunkel, ohne daß irgend jemand kam, und erst gegen sieben Uhr ertönten die Pferdeschellen draußen. Es war Vater Chapdelaine, der mit dem Arzt ankam. Der Doktor trat allein ins Haus, stellte seine Tasche auf den Tisch und zog brummend seinen Pelz aus.

„Bei solchen Wegen“, sagte er, „ist es wirklich keine Kleinigkeit, Kranke zu besuchen. Und Ihr, Ihr habt Euch anscheinend so weit hinten wie nur möglich im Wald versteckt. Weiß der Himmel, Ihr könntet hier allesamt sterben, ohne daß Euch irgend jemand zur Hilfe käme.“

Er erwärmte sich einen Augenblick am Ofen, dann trat er an das Bett.

„Na, Mutter, da legt man sich ins Bett und

ist krank, ganz wie die reichen Leute!“ Aber schon nach der ersten oberflächlichen Untersuchung hörte er auf zu scherzen.

„Die ist ernstlich krank, fürchte ich.“

Er sprach, ohne daß es unnatürlich geklungen hätte, ganz wie die Bauern. Sein Vater und sein Großvater hatten noch auf der Scholle gearbeitet, und er selbst war nur zum Medizinstudieren in die Stadt, nach Quebec, gegangen, wo er fast nur unter seinesgleichen war, unter lauter Enkeln, wenn nicht Söhnen von Landwirten, die alle noch die altmodische bäurische Art und das hergebrachte langsame Sprechen der Ansiedler an sich hatten. Er war groß und vierschrötig, hatte einen grauen Schnurrbart, und sein breites Gesicht zeigte fast immer einen etwas verlegenen Ausdruck, als wenn es ihm schwer fiel, seine eigene gute Laune zu verbergen, wenn er von dem Kummer anderer hörte und Teilnahme zeigen mußte.

Nachdem Vater Chapdelaine sein Pferd abgeschirrt und versorgt hatte, kam auch er ins Haus. Er ließ sich in respektvoller Entfernung bei seinen Kindern nieder, während der Arzt sich um die Kranke bemühte, und alle dachten:

„Jetzt erfahren wir gleich, was es ist, und er gibt ihr eine gute Medizin.“

Aber als die Untersuchung beendet war, blieb er, anstatt sofort ein Fläschchen aus seiner Tasche zu holen, unschlüssig stehen und begann endlose Fragen zu stellen. Wie es angefangen habe, und worüber sie besonders klage . . . Ob sie schon einmal dieselben Schmerzen gehabt habe . . . Da die Antworten nicht viel Klarheit in die Sache zu bringen schienen, wandte er sich an die Kranke selbst, bekam von ihr aber nur unbestimmte Angaben und Klagen zu hören.

„Wenn es nichts weiter ist als eine Überanstrengung, die sie sich zugezogen hat“, sagte er endlich, „so wird es sich von selbst geben. Dann braucht sie nur ganz still, ohne sich zu rühren, im Bett liegen zu bleiben. Wenn es aber eine innere Erkrankung der Nieren oder sonstwo ist, kann es schlimm werden.“

Er fühlte dunkel, daß die Chapdelaines sehr enttäuscht waren über seinen unbestimmten Bescheid, und wollte sein Ansehen wiederherstellen.

„Innere Erkrankungen sind immer etwas sehr Ernstes, und man kann nichts davon sehen. Der größte Gelehrte der Welt könnte euch nicht mehr darüber sagen als ich. Man muß abwarten . . . Aber vielleicht ist es etwas andres.“

Er begann die Untersuchung von neuem und schüttelte den Kopf.



Alte Engadiner Bäuerin.

Phot. Feuerstein, Schuls.

„Ich kann ihr immerhin etwas geben, was den Schmerz lindert.“

Nun förderte die Ledertasche endlich ihre geheimnisvollen Zaubertränke zutage, und fünfzehn Tropfen einer gelblichen Flüssigkeit wurden mit ein wenig Wasser gemischt, das die Kranke, während man ihr den Kopf stützte, unter heftigstem Stöhnen trank. Danach blieb offenbar nichts andres übrig, als weiter abzuwarten. Die Männer rauchten ihre Pfeifen, und der Doktor sprach, die Füße am Ofen, von seiner Wissenschaft und seinen Heilungen.

„Krankheiten, die man nicht recht erkennen kann“, sagte er, „das ist unangenehmer für einen Arzt als alles andre. Lungenentzündung oder Typhus, das sind die Krankheiten, an denen hierzulande drei Viertel aller Menschen, wenn sie

nicht an Altersschwäche sterben, zugrunde gehen. Nun, Typhus und Lungenentzündung heile ich alle Tage. Ihr kennt doch Biateur Tremblay, den Postmeister von Saint-Henri? . . .“

Er schien ein wenig beleidigt, daß Mutter Chapdelaine an solchem unklaren Leiden, das so schwer zu bestimmen war, erkrankt war, und nicht an einer der beiden Krankheiten, die er mit größtem Erfolg behandelte, und er erzählte bis ins einzelne, wie er den Postmeister von Saint-Henri geheilt habe. Von da kam man auf Neuigkeiten aus der Gegend, wie sie um den ganzen See von Haus zu Haus verbreitet werden und die Leute viel leidenschaftlicher interessieren als alle Hungersnöte und Kriege, weil sie stets in irgendeiner Weise mit einem ihrer Freunde oder Verwandten zusammenhängen in diesem Lande,

wo alle Verwandtschaftsbande trotz der großen Entfernungen aufs genaueste verfolgt werden.

Mutter Chapdelaine hörte auf zu jammern und schien einzuschlummern. Der Arzt glaubte damit erreicht zu haben, was man wenigstens für diesen Abend von ihm erwartete, klopfte seine Pfeife aus und erhob sich.

„Ich will in Honfleur schlafen“, sagte er. „Euer Pferd kann mich wohl noch rüberfahren, wie? Ihr braucht nicht mitzukommen, ich kenne den Weg. Ich werde bei Ephrem Surprenant übernachten und morgen nachmittag wiederkommen.“

Vater Chapdelaine zögerte einen Augenblick, weil er daran dachte, daß sein altes Pferd schon ein schweres Tagewerk hinter sich hatte. Aber er sagte nichts und ging schließlich hinaus, um noch einmal anzuspannen. Ein paar Minuten später war der Mann der Wissenschaft fortgefahren, und die Familie fand sich wieder wie gewöhnlich allein beisammen.

Eine große Stille erfüllte das Haus. Jeder dachte erleichtert: „Es scheint doch ein gutes Mittel, das er ihr gegeben hat; sie jammert nicht mehr.“ — Aber kaum war eine Stunde vorüber, als die Kranke aus der leichten Betäubung erwachte, die das zu schwache Schlafmittel bewirkt hatte, sich umzudrehen versuchte und einen Schrei ausstieß. Alle standen wieder auf und stellten sich schmerz erfüllt ums Bett. Sie schlug die Augen auf, stöhnte ein paarmal qualvoll und fing an, heftig zu weinen.

„O Samuel, ich muß sicherlich sterben.“

„Aber nein, nein, denk' doch nicht an so was!“

„Ach, ich sag' dir, ich muß sterben. Ich fühle es, und dieser Doktor ist ein großer Dummkopf, der nicht weiß, was er tun soll. Er kann ja nicht einmal sagen, was es ist, und die Medizin, die er mir gegeben hat, war nicht die rechte; sie hat mich nicht gesund gemacht. Ich sag' dir, ich muß sterben.“

Sie sagte das mit halb erstickter Stimme, die von Schluchzen unterbrochen wurde, während ihr die Tränen über die runden Wangen liefen. Ihr Mann und ihre Kinder sahen sie an, bis ins Innerste getroffen. Die Todesfurcht kroch durch das Haus. Sie fühlten sich abgeschnitten von aller Welt, hilflos allem preisgegeben, da sie nicht einmal mehr ein Pferd hatten, um sich von fernher Hilfe zu holen, und auch ihre Augen füllten sich mit Tränen; aber sie schwiegen und blieben regungslos und wie vor den Kopf geschlagen stehen.

In diesem Augenblick trat Eutrope Gagnon ins Haus.

„Und ich, ich dachte, ich fände sie so gut wie gesund,“ sagte er. „Hat denn der Arzt...“

Ganz außer sich schrie Vater Chapdelaine: „Dieser Arzt taugt gar nichts! Und das werde ich ihm schon sagen, jawohl! Er ist hergekommen, hat ihr ein bißchen Medizin aus gar nichts in einer Tasse gegeben und ist dann wieder fortgegangen, um im Dorf zu übernachten, als wenn er sich sein Geld verdient hätte. Er hat nichts weiter getan, als mein Pferd angestrengt. Aber er kriegt keinen Cent von mir, nichts, rein gar nichts...“

Eutrope schüttelte den Kopf und sagte mit ernster Miene:

„Ich hab' auch kein Vertrauen zu den Ärzten. Wenn man daran gedacht hätte, einen Heilkundigen zu holen wie Tit'Sèbe aus Saint-Félicien...“

Alle Gesichter wandten sich ihm zu und die Tränen versiegten.

„Tit'Sèbe“, sagte Maria, „glaubt Ihr, daß der auch für solche Krankheiten gut ist?“

Eutrope und Vater Chapdelaine beteuerten gleichzeitig ihre Zuversicht:

„Tit'Sèbe macht jeden gesund, das ist sicher. Er hat keine Schule durchgemacht, aber er macht jeden gesund.“

„Ihr habt gewiß von Nazaire Gaudreau gehört, der von einem Baugerüst heruntergestürzt war und sich das Rückgrat gebrochen hatte. Die Ärzte kamen und sahen ihn sich an und konnten ihm nichts weiter sagen als den lateinischen Namen seines Bruchs und daß er sterben mußte. Da hat man Tit'Sèbe geholt, und der hat ihn geheilt.“

Sie kannten den Wunderdoktor alle vom Hörensagen und begannen wieder zu hoffen.

„Tit'Sèbe ist ein guter Mensch, der jeden gesund macht. Und dabei kommt's ihm nicht aufs Geld an. Man holt ihn, man bezahlt ihm seine Zeit und er macht einen gesund. Er hat auch den kleinen Roméo Boily wieder auf die Beine gebracht, als er von einem Holzwagen überfahren worden war.“

Die Kranke war wieder in eine Art Betäubung gesunken und stöhnte nur leise mit geschlossenen Augen.

„Ich werde ihn holen, wenn Ihr wollt,“ schlug Eutrope vor.

„Aber mit welchem Pferd denn?“ fragte Maria. „Der Doktor ist doch mit Karl-Eugen nach Honfleur gefahren.“

Vater Chapdelaine machte eine wütende Bewegung und fluchte zwischen den Zähnen:

„Der alte Schurke!“

Eutrope dachte einen Augenblick nach und sagte dann entschlossen:

„Das macht nichts, ich gehe doch. Bis Honfleur laufe ich zu Fuß, und da finde ich gewiß jemand, der mir ein Pferd und einen kleinen Wagen leiht, Racicot oder Vater Néron.“

„Es sind fünfunddreißig Meilen von hier nach Saint-Félicien und die Wege sind schlimm.“

„Ich gehe doch.“

Er brach gleich auf, und während er über den Schnee lief, dachte er an den dankbaren Blick Marias. Die andern rüsteten sich für die Nacht und berechneten dabei im stillen unablässig die Entfernung: Siebzig Meilen hin und zurück — und die schlechten Wege. — Die Lampe blieb angezündet, und bis zum Morgen klang das Jammern der Kranken durch die nächtliche Stille; bald stöhnte sie laut und heftig, bald keuchte sie nur mühsam.

Zwei Stunden nach dem Hellwerden kamen der Doktor und der Pfarrer aus Saint-Henri zusammen an.

„Ich konnte nicht eher kommen,“ erklärte der Pfarrer. „Aber nun bin ich da und habe den Doktor mitgenommen, als ich durchs Dorf kam.“

Sie setzten sich ans Bett und sprachen leise miteinander; der Arzt nahm eine neue Untersuchung vor, deren Ergebnis aber der Pfarrer verkündete.

„Man kann nichts sagen,“ meinte er. „Es scheint nicht schlimmer geworden, aber es ist eben keine gewöhnliche Krankheit. Ich will ihr auf jeden Fall die Beichte abnehmen und die Absolution erteilen; dann werden wir alle beide fortgehen und übermorgen wiederkommen.“

Er kehrte ans Bett zurück, während die andern sich alle ans Fenster setzten. Ein paar Minuten lang hörte man die beiden Stimmen, die eine leise und schwach vom Leiden und oft von Stöhnen unterbrochen, die andre zuversichtlich, ernst und kaum gedämpft bei den feierlichen Fragen. Nach einem undeutlichen Gemurmel schwebten feierlich erhobene Hände in der Luft, und alle Köpfe senkten sich — dann stand der Pfarrer auf.

Vor der Abfahrt vertraute der Arzt Maria ein kleines Fläschchen an und gab ihr Verhaltensmaßregeln.

„Nur wenn sie so sehr leidet, daß sie schreien muß, und nie mehr als fünfzehn Tropfen auf ein-

mal. Und gebt ihr kein frisches Wasser zu trinken.“ — —

Maria geleitete sie bis zur Türschwelle, das Fläschchen in der Hand. Im Begriff, in den Wagen zu steigen, nahm der Pfarrer sie beiseite und sagte ihr auch noch ein paar Worte.

„Die Ärzte tun, was sie können,“ sagte er schlicht, „aber nur der liebe Gott kennt die Krankheiten. Betet ihr mit aller Kraft, und ich werde morgen eine Messe für sie lesen, jawohl, eine große Messe mit Gesang, ganz bestimmt.“

Den ganzen Tag versuchte Maria, mit Gebeten das unbegreifliche Fortschreiten der Krankheit zum Stillstand zu bringen, und jedesmal, wenn sie sich dem Bett näherte, tat sie es mit der dunkeln Hoffnung, daß ein Wunder geschehen sei und daß die Kranke gleich zu stöhnen aufhören, ein paar Stunden schlummern und gesund erwachen werde. Nichts dergleichen geschah: das Jammern dauerte fort und verwandelte sich gegen Abend in ein tiefes Seufzen, das sich unaufhörlich wiederholte und so klang, als wehre sie sich gegen eine schwere Last oder gegen das langsame Eindringen eines mörderischen Giftes.

Mitten in der Nacht kam Eutrope Gagnon wieder und brachte Tit Sèbe, den Wunderdoktor, mit. Er war ein kleiner, hagerer Mann mit traurigem Gesicht und sehr sanften Augen. Wie immer, wenn man ihn an ein Krankenbett rief, hatte er seinen Feiertagsanzug aus dunkelm, ziemlich abgeschabtem Tuch angezogen und bewegte sich darin links wie alle Bauern im Sonntagsstaat. Aber die kräftigen braunen Hände, die aus den Ärmeln hervorsahen, hatten in jeder ihrer Bewegungen etwas sehr Vertrauenerweckendes. Sie beklopfen und befühlten die Glieder und den Körper der Mutter Chapdelaine mit unendlicher Vorsicht, ohne ihr einen einzigen Schmerzenslaut zu entlocken, und dann saß der kleine Mann lange still und unbeweglich an ihrem Bett und schaute sie an, als warte er darauf, daß ihm eine innere Erleuchtung käme.

Aber als er endlich den Mund aufthat, sagte er nichts weiter als:

„Ihr habt den Pfarrer gerufen — er ist schon da gewesen... und wann, sagt Ihr, will er wiederkommen? Morgen? Das ist recht.“

Und nach neuem Schweigen setzte er schlicht hinzu:

„Ich kann hier nichts tun — das ist eine Krankheit innen im Körper, die ich nicht kenne. Wäre es ein Unfall gewesen, gebrochene Knochen, das hätte ich heilen können. Ich hätte nur mit

meinen Händen ihre Knochen zu befühlen brauchen, dann hätte mir der liebe Gott schon eingegeben, was ich tun sollte, und ich hätte sie geheilt. Aber dies ist eine Krankheit, die ich nicht kenne. Ich könnte ihr ja Blutegel auf den Rücken setzen, die ihr Blut abzapfen — das würde sie vielleicht ein Weilchen erleichtern. Oder ich könnte ihr ein Getränk, das aus Bibernieren gemacht ist, geben, das ist auch gegen solche Krankheiten gut. Aber ich glaube nicht, daß sie davon gesund würde, weder von dem Getränk noch von den Blutegeln."

Er sprach so schlicht und mit solcher Ehrlichkeit, daß ihnen allen dadurch klar wurde, um was es sich bei Krankheiten des menschlichen Körpers handelt: um ein geheimnisvoll furchtbares Naturereignis, das hinter verschlossenen Türen vor sich geht und das die Menschen nur ungeschickt tastend bekämpfen können, wobei sie sich an allerlei unsichere Zeichen halten müssen.

"Wenn der liebe Gott es will, muß sie sterben."

Maria begann leise zu weinen. Vater Chapdelaine blieb stumm und unbeweglich mit offenem Munde stehen, als begriffe er das Gesagte noch nicht, und der Wunderdoktor senkte nach diesem Urteilspruch den Kopf und blickte die Kranke lange mit seinen mitleidigen Augen an. Seine braunen Bauernhände ruhten dabei untätig in seinem Schoß. Mit gekrümmtem Rücken und etwas vorgeneigt, saß er da, sanft und traurig, und schien mit seinem Gott ein stilles Zwiegespräch zu halten:

"Du hast mir die Gnade verliehen, gebrochene Knochen zu heilen, und ich habe sie geheilt; aber du hast mir nicht die Gabe verliehen, Krankheiten wie diese hier zu heilen, und so muß ich die arme Frau sterben lassen."

Zum erstenmal schienen die tiefen Furchen, die die Krankheit in das Gesicht von Mutter Chapdelaine gegraben hatte, ihrem Mann und ihren Kindern mehr als ein vorübergehendes Zeichen von Schmerz und Leiden, schienen ihnen das endgültige Merkmal der nahen Auflösung. Die tiefen Seufzer — in Wirklichkeit schon mehr ein Röcheln, das aus ihrer Kehle kam — waren nicht länger ein bewußter Ausdruck von Leiden, sondern der letzte instinktive Protest eines Organismus, der gegen den nahen Tod kämpft. Und eine neue Angst überkam sie alle fast stärker als die Angst, sie zu verlieren.

"Ihr glaubt doch nicht, daß sie sterben wird, ehe der Herr Pfarrer zurückkommt?" fragte Maria.

Tit'Sèbe zuckte die Achseln.

"Das kann ich nicht sagen... Wenn Euer Pferd nicht zu müde ist, tåtet Ihr gut daran, ihn zu holen, ehe es hell wird."

Die Blicke wanderten zum Fenster, das noch ein schwarzer Fleck war, und kehrten von da zu der Kranken zurück. Eine kråftige, mutige Frau, die noch vor fünf Tagen bei voller Gesundheit und vollem Bewußtsein gewesen war, die konnte doch unmöglich so schnell sterben... Aber jetzt, wo sie den unvermeidlichen traurigen Ausgang wußten, offenbarte ihnen jeder Blick eine neue leise Veränderung, irgendein neues Merkmal, wodurch die Frau, die da hilflos und stöhnend vor ihnen lag, zu einem ganz andern Wesen wurde als ihre Frau und Mutter, die sie so lange gekannt hatten.

Eine halbe Stunde verging, da erhob sich Vater Chapdelaine plötzlich, nachdem er noch einmal zum Fenster hingesehen hatte.

"Ich will anspannen," sagte er. Tit'Sèbe nickte beistimmend.

"Das ist recht. Ihr tut gut daran, anzuspinnen; es wird bald hell werden. Und dann kann der Herr Pfarrer am Mittag hier sein."

"Ja, ich will anspannen," sagte Vater Chapdelaine noch einmal.

Aber im Begriff hinauszugehen, schien er sich plötzlich klarzumachen, daß er sich anschickte, eine traurige, feierliche Mission zu erfüllen, wenn er die Sterbesakramente holte, die den Tod ankündigen, und er zögerte einen Augenblick wie vor einem unwiderruflichen Schritt.

"Ich will anspannen."

Er trat von einem Fuß auf den andern, warf einen letzten Blick auf die Kranke und ging endlich hinaus.

Der Tag brach an, und bald darauf erhob sich der Wind und begann ums Haus zu heulen.

"Da fångt der Nordwest an, das wird ein Unwetter geben," sagte Tit'Sèbe.

Maria richtete die Augen aufs Fenster und seufzte.

"Und gerade hat es vor zwei Tagen geschneit — wie der Schnee fliegen wird! Die Wege waren schon schlimm genug; mein Vater und der Herr Pfarrer werden es schrecklich schwer haben."

Der Wunderdoktor schüttelte den Kopf.

"Sie haben es unterwegs vielleicht ein bißchen schwer, aber durchkommen tun sie sicher. Ein Priester, der die Sterbesakramente trägt — das schützt!"

Aus seinen sanften Augen sprach ein felsenfester Glaube.

„Das schützt, ein Priester mit den Sterbesakramenten“, wiederholte er. „Vor drei Jahren hatte man mich zu einem Kranken gerufen, unten am Mistassinifluß; ich sah sofort, daß ich nicht helfen konnte, und sagte, man sollte einen Priester holen. Es war Nacht und kein Mann im Hause, sintemalen der Vater selbst der Kranke war und die Söhne noch ganz klein waren. Da bin ich selber gegangen. Auf dem Rückweg mußte man über den Fluß; das Eis war eben heruntergegangen — es war im Frühling — und es gab noch kein einziges Boot im Wasser. Da haben wir eine große Schaluppe gefunden, die den ganzen Winter im Sand liegegeblieben war; und als wir versuchten, sie ins Wasser zu bringen, steckte sie so tief im Sand und war so schwer, daß wir sie vier Mann hoch nicht vom Fleck bewegen konnten. Simon Martel war dabei, der große Lalancette aus Saint-Méthode, ein anderer, auf den ich mich nicht mehr besinnen kann, und ich, und wir vier, die wir im Gedanken an den armen Mann, der da am andern Ufer wie ein Heide sterben sollte, mit aller Macht zogen und schoben, daß uns fast die Aldern platzten — keinen Finger breit kriegten wir die Schaluppe von der Stelle! Nun, da ist der Herr Pfarrer herangekommen und hat seine Hand auf den Bootsrand gelegt — nur seine Hand auf den Bootsrand gelegt, nichts weiter. ‚Schiebt noch einmal tüchtig‘, hat er gesagt. Da ist die Schaluppe wie von selbst losgegangen und ins Wasser gerutscht wie ein lebendiges Wesen. Der Mann, der krank war, hat den Leib des Herrn empfangen, wie es sein muß, und ist im Herrn gestorben, als es eben Tag wurde. O, das schützt, ein Priester.“

Maria seufzte noch, aber ihr Herz hatte in der sicheren Erwartung des Todes eine gewisse traurige Ruhe gefunden. Die unheimliche Krankheit, die Unruhe über das, was noch kommen konnte — das waren Dinge, die man blind, ohne sie recht zu begreifen, bekämpfte wie ungewisse fürchterliche Schreckgespenster. Aber was dem unvermeidlichen nahen Tode gegenüber zu tun blieb, das war klar und einfach und seit Jahrhunderten durch unumstößliche Gesetze vorgeschrieben. Der Herr Pfarrer kam, ob bei Tag oder Nacht, er kam von weit her und trug die Sterbesakramente durch die reißenden Ströme im Frühling, über das verräterische Eis, über schlechte, tiefverschneite Wege und wenn der grausame Nordwest wütete. Er kam mit unfehlbarer Sicherheit, und

Wunder geleiteten ihn. Er nahm die heilige Handlung vor, und nun hatten Zweifel oder Furcht keinen Raum mehr: der Tod wurde zu einer hehren Erhebung, einem offenen Tor, das hinüberführte zu der unausdenkbaren Glückseligkeit der Auserwählten . . .

Der Sturm hatte jetzt mit aller Macht eingesetzt und ließ die Wände des Hauses erzittern, wie die Glasscheiben eines Fensters unter plötzlichen Windstößen erzittern. Heulend fuhr der Nordwest durch die Wipfel des finstern Waldes. Auf dem baumlosen, kahlen Platz, der die kleinen Holzbauten — Haus, Stall und Scheune — umgab, stürzte er sich nieder und wirbelte ein paar Sekunden wie toll umher, mit kurzen, heftigen Stößen, die bald das Dach abzuheben suchten, bald wie Sturmböcke gegen die Wände prallten, ehe er in zornigem Ungeflüm zum Wald zurückkehrte.

Das Holzhaus zitterte von oben bis unten und schien in seinen Grundfesten zu schwanken, so daß seine Bewohner, die das Heulen und Toben des Windes hörten und jede Erschütterung spürten, in Wahrheit unter allen Schrecken des Unwetters zu leiden hatten. Denn das Holzhaus vermochte ihnen nicht das Gefühl einer sicheren Zufluchtsstätte zu geben, das ein festes Haus aus Stein seinen Bewohnern gewährt.

Tit'Sébe sah sich um.

„Ein gutes Haus habt ihr hier, schön wasserdicht und warm . . . Euer Vater und die Brüder haben's selbst gebaut? Ja . . . Aber allzuviel Land haben sie bis jetzt wohl noch nicht gemacht?“

Der Wind war so stark, daß sie die Pferdeshellen nicht hörten, und plötzlich schlug die Tür gegen die Wand, und der Pfarrer aus Saint-Henri trat ein, die Sterbesakramente in hocherhobenen Händen vor sich hertragend. Maria und Tit'Sébe knieten nieder; Tit'Bé lief und schloß die Tür, dann kniete er neben den andern nieder. Der Priester legte seinen großen Pelztragen ab und das schneebedeckte Barett, das ihm bis an die Augen ging, und trat dann sofort an das Bett der Kranken, ohne eine Sekunde zu verlieren, als ein von Gott gesandter Gnadenbringer.

O, welche Sicherheit, welche Beruhigung geht von solch heiligem Versprechen aus, wie schwindet alle ungewisse Furcht vor dem Tode! Während der Priester die heilige Handlung vollzog und sein Murmeln sich mit den Seufzern der Sterbenden mischte, beteten Vater Chapdelaine und seine Kinder, ohne den Kopf zu erheben, fast

getröstet, befreit von allem Zweifel und aller Unruhe und fest davon überzeugt, daß das, was da am Bett der Kranken vor sich ging, einen Vertrag mit der Gottheit bedeutete, der das lichte Paradies mit seinem blauen Himmel voll goldener Sterne zu einem sicheren, rechtmäßigen Besitz machte.

Später wärmte sich der Pfarrer von Saint-

Henri am Ofen, und dann knieten sie alle zusammen noch eine Weile am Bett nieder.

Gegen vier Uhr sprang der Wind nach Südost um, das Unwetter erstarb ebenso plötzlich wie eine Welle, die an einer Mauer zerschellt, und in der großen seltsamen Stille, die dem Aufbruch folgte, seufzte Mutter Chapedelaine noch zweimal — und starb. (Schluß folgt.)

Lenz Mörder.

Nieder trägt der warme Föhn
Der Lawine fern Getön,
Hinter jenen hohen Föhren
Kann den dumpfen Schlag ich hören.

In des Lenzes blauen Schein
Aus der Scholle dunkelm Schrein
Drängt und drückt das neue Leben,
Lüftet Kleid und Decken eben —

Von derselben Kraft und Lust
Wächst das Herz mir in der Brust,
Heute kann es noch sich dehnen
Mit den Liedern, mit den Tränen!

Aber blauen wird ein Tag,
Da sich's nicht mehr dehnen mag —
Mit den Veilchen, mit den Flöten
Kommt mich dann der Lenz zu töten.

C. F. Meyer.

Die Schlittenfahrt ins Avers.

Lustig wirbeln die Schneeflocken über den Dorfplatz von Anderer, als wir in die kleine Bergpostkutsche einsteigen, deren Verdeck uns

vor dem Raßwerden schützt. Wir stellen uns die Fahrt im offenen Schlitten nach Cresta-Avers hinauf so verlockend vor, als es bei Schneefall



Am Weg nach Avers. Hier beim einsamen Haus Plant d'Abains geht kein großer Verkehr vorbei. Der Postschlitten zweimal im Tage, am Morgen hinauf und am Mittag hinab. Der hat zuweilen drei Fahrgäste, mehr kann er ja nicht fassen, manchmal auch keine. Sonst ist da wirklich nicht viel los.